



Ursi Breidenbach
Heike Abidi

GROSSELTERN SIND WIE ELTERN, NUR MIT ZUCKERGUSS

VOM GROSSEN GLÜCK,
OMA UND OPA ZU HABEN,
ZU SEIN ODER ZU WERDEN



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2023 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Katharina Rottenbacher

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Greiner & Reichel GmbH

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10952-5

www.penguin-verlag.de

Inhalt

Vorwort Ursi: Es waren ja doch vier Großeltern
und nicht nur zwei 9

Vorwort Heike: Warum meine Großeltern auch heute
noch ein wichtiger Teil meines Lebens sind 13

Teil 1: Oma und Opa haben

*Unvergesslich: Es gibt nichts Schöneres,
als ein Enkelkind zu sein*

Verwöhnen oder erziehen? – Großeltern sind wie
Eltern, nur mit Zuckerguss (Ursi) 21

Von Kuchenbacken bis Freizeitpark:
So vielfältig ist gemeinsam verbrachte Zeit mit
Oma und Opa (Heike) 30

Großeltern und Enkelkinder – eine ganz enge
Beziehung (Ursi) 42

Geschichten von früher – und aus dem
Nähkästchen (Heike) 49

Wenn Oma und Opa als Eltern einspringen (Ursi) 61

So nah und doch fremd: Großeltern, die man nie
kennengelernt hat (Heike) 68

Wenn Großeltern sterben (Ursi) 79

Großeltern in Buch, Film und Fernsehen 91

Teil 2: Eine neue Generation entsteht

Aus Kindern werden Eltern, aus Eltern Großeltern

»Übrigens – ihr werdet Großeltern!« (Heike) 101

Einmischen versus gar nicht helfen – wie wär's mit der goldenen Mitte? (Ursi) 113

Von »Ahnherren« und »Ahnfrauen« zu »Garten-Oma« und »Mützen-Opi« (Heike) 122

Großeltern mütterlicherseits und väterlicherseits – wem steht die junge Familie näher? (Ursi) 131

Noch ein Schritt weiter zurück in unsere Vergangenheit: Urgroßeltern (Heike) 138

Klischees mit wahrem Kern: Was wir immer wieder gehört haben 147

Teil 3: Plötzlich Großeltern

Neue Rolle, neue Herausforderungen

Was tun vor lauter Vorfreude? Wenn ein Enkelkind unterwegs ist (Heike) 157

Was sollten richtig gute Großeltern nie tun? Und wodurch können sie sich auszeichnen? (Ursi) 166

Wenn die Großelternrolle das eigene Leben neu definiert (Heike) 173

Leihomas und -opas – wenn Fremde einspringen (Ursi) 184

Das Verhältnis zu den anderen Großeltern – von Konkurrenz bis echte Freundschaft (Heike) 191

War früher alles idyllischer? – Großeltern im Laufe der Jahrhunderte (Ursi) 199

Großeltern heute – wer sind sie? (Ursi) 207

Berühmte Großeltern – berühmte Enkelkinder 218

Teil 4: Von wegen Zuckerguss ...

Drei Generationen, unzählige Konflikte

Wenn Großeltern Lieblingsenkelkinder haben – und umgekehrt (Heike) 231

Oma und Opa nah und fern – macht der Wohnort einen Unterschied? (Ursi) 238

Alle unter einem Dach: mit den Großeltern zusammenwohnen (Heike) 247

Aus vollem Herzen und klingelnden Kassen – Großeltern und Geldgeschenke (Ursi) 253

Wenn ein Großelternteil allein zurückbleibt (Heike) 262

Generationenkonflikte – manchmal gehen die Meinungen auseinander (Ursi) 271

Bullshit-Bingo: Typische Großelternsätze 279

Teil 5: Jenseits aller Klischees

Mehr Diversity im Großelternbild

Alte und junge Großeltern (Ursi) 283

Das Leben mit Multikulti-Großeltern (Heike) 290

Großeltern in anderen Kulturen (Ursi)	298
Der Großelternfaktor im eigenen Leben: von Ähnlichkeit bis Vorbildfunktion (Heike)	305
Patchwork – ein bunter familiärer Flickenteppich (Ursi)	311
Oma und Opa in den besten Jahren – eine Lovestory (Heike)	318
Wenn Großeltern sich neu verlieben (Ursi)	326
<i>Bullshit-Bingo: Typische Enkelsätze</i>	333
Nachwort Heike: »Liebe Enkelkinder in spe ...«	335
Nachwort Ursi: »Wenn ich einmal Oma bin, dann ...«	338
Danke	340
Literatur	343

Vorwort Ursi: Es waren ja doch vier Großeltern und nicht nur zwei

Als wir mit der Planung für dieses Buch begannen, dachte ich, auf den ersten Seiten würde ich von den sehr unterschiedlichen Erfahrungen mit meinen beiden Großmüttern erzählen. *Ganz nah und unglaublich fremd* sollte der Text heißen. Denn genau so habe ich die Beziehung zu den zwei Omas immer empfunden. Die Großväter hatte ich für dieses Herantasten an das Thema unseres Buches nicht im Visier. Ich war ein Kleinkind, als sie starben, und daher habe ich kaum Erinnerungen an sie.

Mit meiner Großmutter mütterlicherseits hatte ich acht- und zwanzig Jahre meines Lebens eine unglaublich enge Bindung. Als Kind und Teenager verbrachte ich viel Zeit bei ihr ohne meine Familie, obwohl sie zwei Zugreisestunden von uns entfernt wohnte. Bei ihr fühlte ich mich genauso geborgen wie im Elternhaus, und zwischen uns stimmte die Chemie. Nicht selten dachte ich mir: »Ich bin wie sie!« Oma liebte es, Gesellschaft zu haben, und war neugierig auf die Geschichten der Menschen, die sie traf. Und wenn es ihr nicht gelang, auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen, hatte sie das Gefühl, etwas zu versäumen. Das alles kenne ich von mir selbst.

Oma war die einzige Person in meinem Leben, die ich, obwohl ich ungern telefoniere, konsequent mindestens einmal in der Woche angerufen habe. Auch zwanzig Jahre

später kann ich ihre Telefonnummer noch auswendig, auch wenn ich mir sonst eigentlich keine Zahlen merken kann. Sie war bis ins hohe Alter so wichtig für mich, dass ich sie bei meiner Hochzeit unbedingt als Trauzeugin wollte. Zu dem Zeitpunkt war sie neunzig und ging an Krücken. Drei Jahre später konnte ich ihr noch sagen, dass ich ein Baby erwartete. Meinen Sohn lernte sie nicht mehr kennen. Ihr Tod war der erste große Verlust in meinem Leben, und sie hat eine Lücke hinterlassen, die ich noch heute spüre.

Meine andere Großmutter wurde genauso alt und wohnte wenige hundert Meter von meinem Elternhaus entfernt. Es war mir immer ein Rätsel, warum wir keinerlei Bindung zueinander aufbauen konnten. Sie interessierte sich kaum für ihre drei Enkeltöchter und fast ebenso wenig für ihre Enkelsöhne, meine Cousins. Im Gegenzug mochte ich sie nicht wirklich. Als ich mit zehn ein einziges Mal bei ihr übernachten sollte, hatte ich die ganze Zeit schreckliche Angst. Diese Oma war mir fremd, ich konnte mit ihrer distanzierten Art nichts anfangen und nahm es ihr, als ich etwas älter wurde, auch übel, wie sehr sie mich ignorierte. Als sie ziemlich betagt ins Pflegeheim kam, besuchte ich sie nie, und ihrer Beerdigung blieb ich fern.

Bis heute sagen mir Leute, dass ich ihr ähnlich sei. Solche Kommentare haben mich lange richtiggehend schockiert. Denn ich sah mich nur als die Nachkommin meiner anderen Oma.

Sieben Jahre nach dem Tod der wenig umgänglichen Großmutter – ich hatte die ganze Zeit kaum einen Gedanken an sie verschwendet – wurde unser jüngerer Sohn geboren. Mit ihrer Nase. Ich erinnere mich, wie ich im Wo-

chenbett saß, argwöhnisch mein Neugeborenes im Arm begutachtete und überlegte: »Das wird verdammt schwer mit diesem Baby!« Aber zum Glück wurde es dann nicht einmal ansatzweise schwer. Die Nase wurde in meinen Augen binnen weniger Stunden die Nase meines Kindes, ich dachte gar nicht mehr an die Ähnlichkeit mit seiner Urgroßmutter und konnte meinen Sohn ohne Probleme lieben.

Meine Großmüttererfahrungen sind so ambivalent, wie sie nur sein können. Und genau davon, dachte ich, würden die autobiografischen Teile dieses Buches handeln. Doch dann riefen die Gespräche, die ich mit den Interviewpartner*innen führte, Erinnerungen an meine Großväter wach. Die Arbeit an den Texten eröffnete mir somit eine ganz neue Großeltern-Welt.

Mein Großvater mütterlicherseits ist gestorben, als ich fünf Jahre alt war, und ich dachte eigentlich, ich hätte nur noch zwei Erinnerungen: als er einmal mit mir an der Hand auf einer Eisplatte ausrutschte und seine Beerdigung.

Doch als mir eine Interviewpartnerin erzählt, dass ihr Opa ihr immer Hüte aus Zeitungspapier gefaltet hat, fällt mir plötzlich ein, dass meiner das auch getan hat. Ich sehe seine am Schluss schon von Krankheit ausgezehrten Hände vor mir, wie sie über das Papier streichen und die Doppelseite zu Dreiecken zusammenschlagen. Noch heute könnte ich den Hut oder – mit einigen Griffen mehr – ein Schiff blind falten, und mir wird bewusst, dass ich das von ihm gelernt habe.

Neugierig geworden, grabe ich weiter. Eine alte Notiz meiner Mutter fällt mir in die Hände:

Juli 76 (Anm.: Da war ich ein Jahr und vier Monate alt): Ursi verbringt allein zwei Wochen in Linz bei den Großeltern, weil wir den Maler im Haus haben. Dort wird sie vor allem von Opa sehr verwöhnt. Auch sprachlich macht sie große Fortschritte, und ich bin ganz erstaunt, was sie kann, als sie zurückkommt. OPA GUG, sagt sie, was so viel heißt wie: Opa kommt mit dem Zug.

Als ich das lese, weine ich. Immer bin ich davon ausgegangen, dass Opas in meinem Leben überhaupt keine Rolle gespielt hätten. Aber da lag ich falsch. Wie alle anderen hatte auch ich vier Großeltern, und jede*r von ihnen hat mich irgendwie beeinflusst ...

Liebe Leserin, lieber Leser, begleiten Sie Heike und mich auf dieser Reise! Hören Sie Geschichten von und mit Omas und Opas. Überlegen Sie mit uns, was richtig gute Großeltern ausmacht. Lassen Sie sich dazu inspirieren, sich an Ihre eigenen Großeltern zu erinnern. Vielleicht sind Sie selbst schon Oma oder Opa. Oder Sie werden eventuell irgendwann Enkelkinder haben. So oder so hoffen wir, dass dieses Buch für Sie jede Menge Anregungen bietet.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Schmöckern und Lesen!

Vorwort Heike: Warum meine Großeltern auch heute noch ein wichtiger Teil meines Lebens sind

Natürlich hat jeder Mensch – rein technisch gesehen – vier biologische Großeltern, auch wenn diese vielleicht nicht alle präsent sind. Rein praktisch haben die wenigsten Leute, mit denen wir darüber gesprochen haben, sämtliche vier Ahnen der zweiten Vorfahrengeneration (so die offizielle Definition) erlebt.

In meinem Fall war es nur ein Großelternpaar: nämlich die Eltern meiner Mutter. Die meines Vaters starben früh, sodass ich den Opa gar nicht kennengelernt habe und die Oma zu kurz, um noch Erinnerungen an sie zu haben.

Umso mehr an Omaopa. So nannten wir die Großeltern mütterlicherseits immer – ohne »und« in der Mitte, weil sie wie eine untrennbare Einheit erschienen. Zwar wohnten sie nicht gerade um die Ecke, aber es fühlte sich fast so an. Nicht nur an Festen wie Weihnachten und Geburtstagen sahen wir sie, sondern sie besuchten uns regelmäßig, ob mit oder ohne Anlass. Oder meine Eltern fuhren mit uns Kindern zu ihnen in die Pfalz, und natürlich verbrachten meine Brüder und ich oft die Ferien dort – mal einzeln, mal gemeinsam. Und als junge Erwachsene zog ich mit meinem Mann sogar kurzerhand bei Omaopa ein ...

Obwohl mein Opa nun schon seit fast dreißig Jahren tot ist und meine Oma seit zwanzig, sind die Erinnerungen an sie

noch sehr lebendig. Wenn ich an meinen Opa denke, sehe ich ihn in seiner Werkstatt vor mir, in der er immer irgend etwas baute, bastelte oder reparierte. Er im grauen Kittel, die Utensilien wie Schrauben, Muttern und Nägel ordentlich in leere Zigarrenkisten eingesortiert. Oh, natürlich habe ich auch noch den Geruch ebenjener Zigarren in der Nase. Und ich höre sein Lachen – oft über seine eigenen Scherze, die ich nicht immer verstand.

Ich sehe ihn am Steuer seines weißen VW-Käfers. Und am Tisch mit einem schönen Glas Wein in der Hand (»Der schmeckt, als würden einem Engel auf die Zunge pinkeln«). Oder schnarchend im Lehnstuhl, sich von der Nachschicht als Techniker im US-Radiosender AFN erholend.

Und wenn ich mich an Oma erinnere, dann nicht zuletzt an ihren Streuselkuchen, die Vanillekipferl, Spitzbuben und das Spritzgebackene. Aber auch an ihre Bilder – meist Blumen oder Landschaften –, die sie in Öl oder Ölkreide malte. Und ihre Geschichten und Gedichte. Letztere verfasste sie überwiegend im pfälzischen Dialekt und trug sie bei Veranstaltungen vor. Ich denke an die Pullis und Jäckchen, die sie für uns Kinder strickte, und sehe sie an ihrer Nähmaschine. Oder wie sie mit ihrem simplen Bügeleisen – ohne Dampf oder sonstigen Schnickschnack – am Küchentisch auf einer speziellen Wolldecke Opas Hemden in Rekordzeit so plättete und perfekt zusammenlegte, dass sie aussahen wie neu gekauft. Oder wie sie uns Enkel mit Pfannkuchen und rostigen Rittern verwöhnte ...

Angeblich soll ich als Kind einmal verkündet haben, dass ich später mal im Haus meiner Großeltern wohnen würde. »Nur das Badfenster muss geändert werden«, lautete wohl

meine einzige Bedingung – es war nämlich nicht aus Milchglas, sondern höchst durchsichtig und befand sich direkt neben der Toilette. Jeder, der sich im Hof aufhielt, hatte also freie Sicht darauf.

Nun, wie von mir als Kind vorhergesagt, wohne ich inzwischen mit meiner Familie tatsächlich hier, und das seit mittlerweile über dreißig Jahren. Seit wir eingezogen sind, wurde nicht nur das erwähnte Badfenster ersetzt, sondern noch so einiges andere im Haus. So ließen wir beispielsweise sämtliche Leitungen erneuern, außerdem wurden diverse Wände eingerissen, Türen entfernt und Böden verlegt.

Doch wir waren nicht die Ersten, die diesem Haus einen Stempel aufdrückten. Seit meine Urgroßeltern es 1918 gekauft haben, hat es schon allerhand Metamorphosen mitgemacht. Aus der ehemaligen Scheune wurden ein Elektrowarenlager und ein Tankstellen-Kassenhäuschen, woraus später dann ein Wintergarten und eine Werkstatt entstanden. Das Ziegenställchen verschwand, ebenso die Außen-Toilette. Als mein Opa das erste Bad im Haus installierte, war das für meine Uroma wohl der Inbegriff von Dekadenz. Sie soll die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gerufen haben: »Jetzt schnappen sie endgültig über!« Das war Ende der Fünfzigerjahre.

Mein Opa, gelernter Elektriker, verfügte über ein sehr ausgeprägtes handwerkliches Geschick. Trotz unzähliger Veränderungen in den letzten Jahrzehnten ist allerhand im Haus noch so, wie er es hinterlassen hat. Die Garage beispielsweise, die ein bisschen schräg steht und für Autos der heutigen Generation etwas zu klein ist, dafür aber ein prima Lager für Autoreifen, Werkzeuge, Fahrräder und Schubkarre darstellt. Oder die Zentralheizung, die er eigenhän-

dig eingebaut hat, bevor wir hier eingezogen sind. Frei nach Pippi Langstrumpfs Motto: »Das hab ich ja noch nie gemacht, das wird bestimmt super.« Wie gesagt – mein Opa war Elektriker, kein Heizungsbauer. Was ihn aber nicht davon abhielt, sich diesem Mammutprojekt zu stellen. Er las bergeweise Fachliteratur, dann machte er sich an die Arbeit. Von der Wärmebedarfsrechnung über die Verlegung der Rohre bis zum Anschluss der Heizkörper und des Brenners – er erledigte jeden einzelnen Schritt eigenhändig und allein. Als der tief beeindruckte Schornsteinfeger schließlich die Heizung abnahm und die Betriebserlaubnis erteilte, war Opa wahnsinnig stolz – und wir ebenso.

Ich muss mich nur umschauen, um in unmittelbarer Umgebung überall Spuren zu entdecken, die Oma und Opa hinterlassen haben. So hängt direkt über meinem Schreibtisch meine absolute Lieblingskreidezeichnung von Oma – sie zeigt eine Schafherde, die durch eine Allee getrieben wird, im Hintergrund Weiden und ein Bauernhof. Und den Wandschrank, in dem ich die Briefumschläge und das Druckerpapier lagere, hat mein Opa in einen stillgelegten Kamin eingebaut.

In der Adventszeit lege ich gerne eine der Tischdecken auf, die Oma weihnachtlich bestickt hat. Und an der Außenwand im Hof hängt noch der Nagel mit dem Bierflaschenöffner daran, den mein Opa dort hinterlassen hat.

In meinem Kopf heißt unser Hauswirtschaftsraum nach wie vor »Opas Werkstatt«, und das Zimmer, in dem in den letzten zwei Dekaden nacheinander mein Büro, das Schlafzimmer und die Bibliothek untergebracht waren, ist im Grunde immer noch »Omas Küche«.

Vor einiger Zeit wurde übrigens der Sendemast des AFN, der schon seit Jahren nicht mehr in Betrieb war und nur Unterhaltungskosten verursachte, gesprengt. Opas Sender!

Die Erinnerung daran, wie ich dort mit meinen Großeltern die große Sommer-Grillparty besuchte und zum ersten Mal im Leben mit amerikanischen Kindern Ball spielte, lässt sich zum Glück nicht zerstören. Wie überhaupt alles, was ich mit Oma und Opa erlebt habe, hat es sich fest in meinem Gedächtnis eingeklebt und mich in vielerlei Hinsicht geprägt. Wie sehr, wird mir erst jetzt bewusst, da ich an diesem Buch arbeite.

Vielleicht geht es Ihnen beim Lesen ebenso, dass plötzlich eine Erinnerung nach der anderen aufploppt? Doch wir schreiben ja nicht nur darüber, wie es ist, Großeltern (gehabt) zu haben, sondern auch darüber, wie es ist, die eigenen Eltern zu Großeltern zu machen. Und dann irgendwann selbst Großeltern zu werden. Letzteres liegt für Ursi und mich noch in der Zukunft. Nicht, dass ich es ungeduldig herbeisehnen würde, doch ich finde, die Aussicht, eines Tages »Oma« genannt zu werden, ist einer der schönsten Gründe, sich aufs Älterwerden zu freuen ...

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen – ganz gleich, in welcher Großeltern-Phase Sie sich gerade befinden!

Teil 1

Oma und Opa haben

Unvergesslich:
Es gibt nichts Schöneres,
als ein Enkelkind zu sein

Verwöhnen oder erziehen? – Großeltern sind wie Eltern, nur mit Zuckerguss

Ursi

Von klein auf war ich wahnsinnig gern bei meiner Oma. Ich wusste, was sich in jeder ihrer Schubladen befand, und durfte überall herumkramen. Viele der Dinge, die da zutage kamen, übten einen ganz besonderen Reiz auf mich aus: eine Spanschachtel mit uraltem Christbaumschmuck, darunter ein aus Flugzeugblech gestanztes Tannenbäumchen. Ein Keramikbehälter auf der Toilette, in dem in Vierecke geschnittenes Zeitungspapier steckte. Eine Schublade voller Strumpfgürtel. Nichts davon kannte ich von zu Hause. Und während meine Mutter uns stets klarmachte, dass wir Kinder in gewissen Schränken nichts zu suchen hatten, gab es bei Oma keine Tabus. Bei ihr durfte ich einfach alles: uneingeschränkt naschen, bis zum Anschlag aufbleiben und in ihrem bequemen Sessel sitzend dauerfernsehen. Und wenn wir einen Ausflug machten, geschah nur das, was ich wollte. Zwischendurch fragte sie immer wieder: »Gefällt es dir?« Ein Besuch bei meiner Oma fühlte sich an wie Schlaraffenland und Himmel auf Erden gleichzeitig. Ich überlege gerade, ob ich das jemals danach in dieser Intensität erlebt habe. Vermutlich nicht, denn mit den Zutaten Vertrautheit, Behüten, bedingungslose Liebe und Verhätscheln kochen in diesem Ausmaß nur Großeltern.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten sie deshalb in der psychologischen und pädagogischen Fachwelt kein gutes Image (darauf gehe ich im Kapitel *Großeltern im Laufe der Jahrhunderte* näher ein). Man glaubte, Omas und Opas würden Kinder irreparabel verderben.

Klar, Verwöhnen kann eindeutig ein unerträgliches Ausmaß annehmen, wenn es ohne Gespür oder gar mit Zwang geschieht.

Meine Freundin Katrin erzählt, dass ihr Opa zum Frühstück immer Honigbrote mit zentimeterdick Butter und dazu Kakao mit Sahne zubereitete. Ganz nach dem Motto: Für mein Enkelkind nur das Allerbeste. Auch wenn sie wusste, dass ihr danach auf dem gesamten Schulweg schlecht sein würde, brachte sie es nicht übers Herz abzulehnen.

Günter Heisterkamp schreibt in seinem Buch *Vom Glück der Großeltern-Enkel-Beziehung. Wie die Generationen sich wechselseitig fördern*, dass Verwöhnen auch in Foltern ausarten kann, wie man an der Redewendung »Zucker in den Arsch blasen« ablesen kann. Er hat recht, das Ganze kann durchaus umschlagen.

Aber in den meisten Fällen erzählen meine Gesprächspartner*innen nur von Schöнем: Da ist die Rede von Bettdecken, die extra auf der Heizung vorgewärmt werden, von Cola, die zu Hause verpönt ist, und von mehreren Speisen pro Mahlzeit, damit jedes Enkelkind das Lieblingsessen bekommt.

»Bei meinen Großeltern durfte ich die Füße auf den Couchtisch legen«, erzählt Katrin. »Das wäre daheim nie erlaubt worden. Und Oma hat noch ein Kissen untergelegt, damit mir die Tischkante nicht in die Waden drückte.« Sie lacht über die Erinnerung. »Bei ihr durfte ich allen

Unarten frönen. Ihr einziger Daseinszweck schien zu sein, es mir besonders schön zu machen, wenn ich bei ihr war. Sie wusste zum Beispiel, dass ich gern Milchreis esse. Also stand wie von Zauberhand immer ein Schälchen im Kühl-schrank.«

»Hast du den Eindruck, dieses Verhätscheln hätte dich in irgendeiner Weise verdorben?«, frage ich sie.

»Aber nein! Als Kind weiß man ja, dass das alles nur bei den Großeltern geht und dass die Dinge zu Hause anders laufen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dasselbe von meinen Eltern zu fordern.«

Die Meinung, nichts von der großelterlichen Wohl-behandlung könne schaden, vertreten übrigens fast alle Interviewpartner*innen. Nur Dieter wiegt den Kopf und sagt: »Verdorben haben mich die Großeltern bestimmt nicht mit ihrem Verwöhnpogramm. Aber ich habe heute Diabetes und denke manchmal darüber nach, ob die Süßigkeitenflut in ihrem Haushalt dafür vielleicht einen Grundstein gelegt hat. Natürlich kann man das nicht wissen, doch gesund waren die regelmäßigen Zuckerschocks sicherlich nicht.«

Eines ist auffällig: Gerade die Kriegsgeneration, aber auch die der Kriegskinder drückte und drückt Zuneigung gern kulinarisch aus.

Meine Großmutter erzählte mir einmal, dass 1944/45 das Essen so knapp war, dass sie unglaublich erfinderisch sein musste. Sie sammelte Buchekern, um daraus eine Nusstorte zu backen. Und die Nachbarin gab ihr bereits ausgekochte Zuckerrüben, die sie noch ein weiteres Mal auf den Herd stellte, um dem Matsch den letzten Rest Süße zu entlocken. Die Not war groß. Kein Wunder also, dass Oma – wie viele

ihrer Generation – später die Liebe zu den Enkeln (auch) über eine gefüllte Naschlade ausdrückte.

Fakt ist, Großeltern verwöhnen gern. Aber selbstverständlich habe ich auch Geschichten über erzieherische Bemühungen gehört.

Meine Mutter dachte als Kleinkind, ihre »Großi« würde »Dodautsaus« heißen. Denn jedes Mal, wenn die Oma die Wohnung ihrer Tochter betrat, tat sie das mit dem vorwurfsvollen Ausruf, der »Hier sieht es aber aus!« bedeutet. Ob dieser Ausruf irgendeine Wirkung bei den fünf Enkeln zeigte, ist nicht überliefert.

Auch mein Interviewpartner Heinrich erinnert sich, wie seine Großeltern immer fanden, ihre Tochter würde ihn und seine Brüder mit zu viel Schlendrian großziehen. Kaum hatte der Großvater die Koffer zur Tür hereingeschleppt, ging es auch schon los: »Sind eure Zimmer sauber? In einer halben Stunde gibt es eine Inspektion. Fünf Mark für jeden, der seine Sachen in Ordnung hält.«

Beim Essen setzte sich das fort: Da wurden gerade Rücken und möglichst weit hinten gehaltene Gabeln belohnt. Am lukrativsten waren freischwebende Ellbogen. Heinrich liebte seine Großeltern, aber den Drill hat er in keiner guten Erinnerung. Obwohl sich Oma und Opa redlich bemühten, spannende Sachen mit den Kindern zu unternehmen, dauerte es meist nicht lange, bis eines fragte: »Wann fahrt ihr denn wieder nach Hause?«

Auch mein Mann kann dazu eine Geschichte beisteuern: »Opa hat seine Erwartungen, was unser Benehmen angeht, immer geäußert, aber eigentlich nicht mit Nachdruck durchgesetzt. Bis auf einmal. Da waren die Eltern ein paar

Wochen verreist, und er hat auf uns aufgepasst. Abends mussten wir die Klamotten nach dem Ausziehen ordentlich zusammenlegen.«

Meine Schwiegermutter, die unser Gespräch mitbekommt, lacht. »Und als wir nach Hause kamen, habt ihr sie wieder erleichtert in die Ecke gepfaffert.«

Die Erzählung weckt in mir die Erinnerung, dass exakt dieser Punkt meiner Oma auch ganz wichtig war. Sie hätte zwar niemals eingefordert, ich müsse meine Kleider vor dem Schlafengehen ordentlich falten, aber sie sagte: »Mein Vater war immer der Meinung, man soll die Sachen so hinelegen, dass man mühelos hineinschlüpfen kann, falls es nachts brennt und man schnell das Gebäude verlassen muss.« Ich beobachtete, wie sie die beim Ausziehen nach innen geschlüpften Ärmel sorgfältig umdrehte und den Pullover schließlich über die Stuhllehne breitete. Und das imitierte ich dann unaufgefordert, denn es erschien mir sinnvoll. Außerdem war es eine Weisheit des lange vor meiner Geburt verstorbenen Urgroßvaters. Und die hatte per se etwas Magisches an sich.

Überhaupt gewinne ich bei meinen Gesprächen wieder einmal den Eindruck, großelterliche Erziehung funktioniert besser durch Vorbild. Direkte Appelle werden viel weniger gern angenommen.

Elsa erzählt mir, dass sie in den Fünfzigerjahren einige Nächte bei ihrer Großmutter übernachtete, weil die Eltern mit dem großen Bruder unterwegs waren. Zu der Zeit besuchte Elsa schon das Gymnasium. Nach dem Essen machte die Oma ein Mittagsschlafchen. Währenddessen schrieb die Enkeltochter ihre Hausaufgaben. Später gab es Kaffee mit

Butterbrot, und die beiden saßen gemütlich am Küchentisch und redeten. Alles ringsum war ruhig, die Wanduhr tickte bedächtig, und die Oma schien unendlich viel Zeit zu haben. »Jeder Tag lief exakt gleich ab, und ich liebte das. Ich schaute mir dabei eine Menge bei meiner Großmutter ab.« Heute ist Elsa selbst Oma und macht es mit ihren Enkelkindern genauso. Die gemeinsamen Tage bestehen aus Ritualen. Die Teller nach dem Essen in die Spülmaschine zu räumen, gehört ebenso dazu wie der nachmittägliche Spaziergang.

»Unlängst verblüffte mich mein kleiner Enkel damit, dass er mich ermahnte, weil ich beim Heimkommen mal vergaß, den Sandkistenschmutz vor der Tür aus seiner Hose zu schütteln.«

Zum Abschluss möchte ich noch Hildes Geschichte erzählen, weil sie für mich wunderbar zusammenfasst, worauf es bei Großeltern aus Enkelsicht eigentlich ankommt.

»Einmal war ich als Mädchen bei meiner Oma, und sie wollte mich dazu bewegen, nach dem Essen das Geschirr abzuwaschen. Auf diesen Zwang reagierte ich, ganz Pädagogentochter, mit den Worten: ›Was sind das denn für altmodische Erziehungsmethoden?!‹ Das erzählte Oma später lachend meiner Mutter. Ich kann mich an keinen anderen Anlass erinnern, bei dem sie versucht hätte, mich zu irgend etwas zu bewegen. Ihr war unsere Beziehung wichtiger als jedes Erziehen, obwohl sie ja einer Generation entstammte, in der man vieles wesentlich enger sah.« Hilde weiß noch gut, wie ihre Oma sie stattdessen mit Liebe überschüttete und keine Gelegenheit ausließ, ihr zu sagen, wie großartig und besonders sie sei.

»Als sie starb, saßen wir Cousins und Cousins bei der Trauerfeier beisammen und redeten. Nach einigen Gläsern Wein rutschte mir etwas heraus, was man eigentlich nie sagen sollte: ›Ich glaube, ich war Omas Lieblingsenkelkind! Das hat sie mich immer spüren lassen.‹ Sofort tat mir die unüberlegte Aussage leid. Was brachte es, damit zu prahlen? Wie konnte ich den anderen nur so wehtun? Aber niemand war gekränkt. Reihum sagten alle: ›Mir hat Oma auch dieses Gefühl gegeben.‹ Irgendwie hat sie es geschafft, lauter Lieblingsenkel zu haben.«

Ist das nicht wunderbar? Und es zeigt, dass zwischen Großeltern und Enkeln Beziehung statt Erziehung gefragt ist.

Gibt es eigentlich auch im Tierreich eine Verbindung zwischen Großeltern und Enkelkindern?

Nicht viele Tiere haben eine so lange Lebensspanne, dass ein ausgedehntes gegenseitiges Erleben von Großeltern und Enkeln überhaupt möglich ist. Elefanten werden jedoch rund vierzig Jahre alt, manche sogar über sechzig. Bei einem Beginn des Gebäralters von etwa vierzehn Jahren ergibt sich einiges an gemeinsamer Lebenszeit.

Biolog*innen stellten bei einer Langzeitbeobachtung von über achthundert Elefanten im Amboseli-Nationalpark in Kenia fest, dass Elefantenbabys eher überleben, wenn sie sowohl eine Mutter als auch eine Großmutter haben. Diese positive Wirkung führen

die Wissenschaftler*innen auf die große Erfahrung der alten Tiere zurück.

Auch Schwertwale (besser bekannt als Killerwale oder Orkas) werden bis zu fünfzig Jahre alt. Mehrere Studien belegen, dass die Meeressäuger und ihre Mütter ein Leben lang in Kontakt bleiben. Weibchen nach der Menopause leiten die Gruppe und unterstützen die jüngeren bei der Aufzucht des Nachwuchses.

Liebe Ursi,
bei deiner Schilderung von Heinrichs Erlebnissen musste ich spontan an den Versuch meines Opas denken, uns Kindern Tischmanieren beizubringen. Wobei es natürlich nicht so war, dass wir kein Besteck benutzt oder uns beim Essen wie wilde Tiere gebärdet hätten. Wir aßen ganz normal – so wie unsere Eltern uns das beigebracht hatten.
Aber das schien Opa nicht zu genügen, weshalb er eine Prämie von – Trommelwirbel – hundert Mark aussetzte, falls wir es schafften, bis zum Alter von acht Jahren »anständig« zu essen. Mit jedem weiteren Jahr würde sich dieser Betrag um jeweils zehn Mark verringern, sodass wir, sollte es uns erst mit der Volljährigkeit oder später gelingen, nichts mehr bekämen. Um die Sache kurz zu machen: Es gab nie eine Prämie für uns. Zumal wir gar nicht so genau wussten, was Opa überhaupt von uns erwartete. Gerader Rücken, kein Ellbogen auf dem Tisch, Besteck benutzen – das waren die Minimalanforderungen, und darum bemühten wir uns in seinem Beisein

auch. Mir ist bis heute nicht ganz klar, wofür es Punktabzug gab.

Mein Opa schien bald einzusehen, dass wir seinen Ansprüchen – wie auch immer die ausgesehen haben mögen – nie entsprechen würden, und irgendwann war keine Rede mehr von irgendeiner Prämie. Jetzt, da sie mir wieder einfällt, wundere ich mich, ob mir nicht doch etwas zugestanden hätte. Vielleicht wenigstens dreißig Mark? Oder zehn? Ich wünschte, ich könnte ihn danach fragen ... Womöglich erinnern sich meine Geschwister noch an die Sache mit der Tischmanieren-Prämie? Bei unserem nächsten Treffen werde ich es herausfinden. Wie schön, dass du mich daran erinnert hast!

Deine Heike